

# Konrad Grob

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572095>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

heillos Zeternden, nach Hundart schwimmenden Stäble zu, der gierig den Rettungsstrick ergreift. Der Vorfall ist bemerkt worden, von allen Seiten kommen Schiffer in Zillen und Rähnen herbei zur Hülfe, und rasch ist Peter wie Stäble geborgen und an Land gebracht.

Der Dampfer aber legt am Quai bei, jubelnd von der Friedrichshafener Bevölkerung begrüßt. Das Ereignis ist ja um so bedeutungsvoller, als Seine Majestät der König selbst die Probefahrt mitgemacht hat und glücklich wieder gesund und heil gelandet ist. Stürmisch, mit überquellender Herzlichkeit wird der vielgeliebte Monarch begrüßt und lächelnd, freudig berührt, dankt Wilhelm I. huldvoll nach allen Seiten hin.

Weniger behaglich scheint es manchem der Beamten zu sein, die bleich das Schiff verlassen und nun am festen Land aufatmen, Gott dankend, daß diese Angstreise überstanden ist.

In Mitte der Menschenmenge harret, strahlend vor Glück, Nickerle der Landung und blickt freudig stolz auf Gible, der stramm auf der Kommandobrücke steht und das Aussteigen der Passagiere überwacht. Neben der Tochter steht der Schiffmeister Rächle gedrückt, mit einer wahren Leichenbittermiene. Ihn wurmt der endgiltige Sieg der Neuerung, noch mehr aber die erlittene Niederlage in der Zunftversammlung, die am heutigen Morgen tagte.

Des Königs Falkenauge hat beim Aussteigen Rächle schnell erfasst, und sofort tritt der Fürst auf den Schiffmeister zu, indes die Volksmenge ehrerbietig zurückweicht.

Rächle zieht wohl den Hut, bringt aber vor Verlegenheit kein Wort aus dem Halse.

„Ei, da ist Er ja, der wackere Schiffmeister! Nun was sagt Er jetzt?“

Rächle ächzt: „Nix, Majestät!“

Der König lacht: „Das glaub' ich Ihm gerne! — Doch wie ist's? Hat Er das Schriftstück?“

Der Schiffmeister möchte vergehen vor Scham; vor allen Leuten jetzt einzugestehen, wie sehr er sich blamierte, das ist ihm schrecklich. Er muß aber reden, es gibt kein Entrinnen, und so stottert er denn heraus: „Mein Majestät!“ Ein Schatten fliegt über Wilhelms Antlitz: „Nicht? Warum? Wieso? Red' Er!“

„Die Zunft will nicht!“

„Was?“

„Sie wollte erst die Probefahrt abwarten!“

„Ach so! Na, nur immer hübsch zäh und langsam! Die Fahrt ist gelungen, das sieht Er ja! Eine neue Zeit bricht an! Vorbei ist's mit dem Alten! Ich hoffe, die Zunft steht das ein! Mein Wort halte ich! Er hastet mir für seine Zusage! Doch habe ich bis morgen nicht die Verzichtserklärung, so halte ich mich nicht mehr an mein königliches Wort gebunden! Adieu!“

Ernst blicken die Schiffer ringsum auf den hinwegschreitenden Monarchen; das Volk und insbesondere die Handelsleute und Makler jedoch akklamieren erneut den König und begleiten ihn und das Gefolge unter stürmischen Jubelrufen durch die festlich geschmückte Stadt zum Schloß am See.

(Schluß folgt).

## Konrad Grob.

Von Albert Geßler, Basel.

Mit Originaltitelblatt, gezeichnet vom Künstler, drei Illustrationen im Text und vier Kunstbeilagen.

Das Basler Museum genießt mit Recht den Ruf, daß es seine Sammlung von Bildern zeitgenössischer schweizerischer Maler mit großer Sorgfalt vermehre, und daß nichts oder nur weniges sich darin befinde, was geringwertig wäre. So besitzt es, um nur ein paar Beispiele zu nennen, zwei Hauptwerke von Zünd („Die Ernte“ und „Der verlorene Sohn“), und von seinen beiden „Bautiers“ ist einer („Bauer und Makler“) eines der hervorragendsten Werke des Meisters. Auch Albert Anker ist mit dem „Dorfquacksalber“ und dem „Kinderfrühstück“ vortrefflich vertreten.

Aber bei all diesem und vielem andern Guten hat der Schreiber dieser Zeilen noch bei jedem Besuche des Museums mit besonderem Vergnügen den Blick auf einem Bilde von Konrad Grob ruhen lassen, das Pestalozzi in Stans darstellt. Es weht uns aus diesem vortrefflich komponierten Gemälde immer ein Hauch des Friedens an. Man merkt, es ist mit der Seele gemalt; sein Schöpfer hat ein inneres Verhältnis zu seinem Stoffe gefunden, und darum ist das Bild, so schlicht

es als Ausschnitt aus der Wirklichkeit auch ist, voll von echtem Leben. Wir wollen auch nicht verschweigen, was diesem Werke fehlt: es ist für unser modernes Gefühl nicht farbig genug; es wirkt darum in einer guten photographischen Reproduktion fast so stark wie im Original; doch diesen Mangel teilt Grob mit Bantier. Er zählt in dieser Hinsicht zu den „Alten“. Was ihn aber von ihnen scheidet, was ihn auch dem modernen und modernsten Empfinden genießbar macht, das ist die Abwesenheit alles falschen Pathos und jeder Sentimentalität. Grob schildert das Leben, wie es ist; seine Kunst verklärt es wohl, aber sie „verschönert“ es nicht in dem Sinne, daß sie es süßlich machte. Grob erzählt auch keine Geschichten; seine Genrebilder sind nicht Illustrationen zu Anekdoten oder zu diesem und jenem Kapitel dieser und jener Geschichte. Er greift einfach mitten ins Volksleben hinein, und „wo er's packt, da ist's interessant.“ Wie gesagt, nicht farbig interessant, aber nichtsdestoweniger charakteristisch.

Grob gehört darum zu den besten schweizerischen Genremalern, und es steht der „Schweiz“ sehr wohl

an, ihm einmal einen besondern Artikel zu widmen. Dieser kann um so ansprechender werden, als der Maler uns zu diesem Zwecke eine ausführliche Selbstbiographie zur Verfügung gestellt hat. Wir hätten sie ganz abdrucken können, sie wäre fesselnd genug gewesen; denn die Geschichte vom Werden eines Meisters, der von den tiefsten Stufen des Volkslebens emporsteigt zu den sonnigen Höhen der Kunst, hat sicherlich ein mehr als nur persönliches Interesse; ein Stück schweizerischer Kunstgeschichte tritt da vor uns. Der Raum, oder besser dessen Knappheit gebietet uns aber, uns etwas kürzer zu fassen; immerhin werden wir nicht ermangeln, an einigen Stellen den Maler selbst reden zu lassen; er ist in seinem Stil oft so originell wie in seinen Bildern.

Konrad Grob wurde am 3. September 1828 zu Andelfingen (Kt. Zürich) geboren, wuchs aber dann in dem weinbauenden Bellheim bei Winterthur auf, wo sein Vater ein kleines Anwesen übernommen hatte. Die Verhältnisse waren kleine, ja ärmliche: der Selbstbiograph vergleicht sie mit denen in Pestalozzis „Vienhard und Gertrud“. Es kam sogar so weit, daß der Vater in Konkurs geriet. „Eines Morgens war ich,“ so erzählt Grob selbst, „unruhig in der Schule; ich wußte, daß die Fallitkundmachung bereits an des Pfarrers Waschhaus, das neben dem Schulhause war, angeschlagen sei, wo hernach die Schulkinder stehen bleiben und es lesen würden. Um dieser Beschämung zu entgehen, war ich nach Schluß der erste zur Schulstube hinaus, und im Nu war jene Bekanntmachung in meiner Tasche verschwunden. Noch heute aber, nach sechszig Jahren, schaue ich, wenn ich dort vorbeigehe, nach jener Mauer, wo immer noch die Fallit- und sonstigen Gemeinde-Bekanntmachungen angeschlagen sind; nur schützt sie jetzt ein Kästlein mit einem Drahtgitter.“ — Im Hause fehlte nach diesem Unglück oft das Brot, und da suchte denn der Junge schon etwas zu verdienen und zwar mit — Malerei. Das heißt nicht mit hoher Kunst; er kolorierte Buchzeichen, zeichnete Initialen auf Säcke, frischte Hausnummern auf und vertrieb sich allerdings auch schon dann und wann bis zum Abzeichnen Verstorbener. Aber dieses Geschäft „blühte“ nicht immer, er mußte darum hausieren gehen, „nicht in Kunst, sondern in Hosenträgern,“ die der Vater zusammenpflückte und die sich nicht oder nur mühsam verkauften, so daß es auch mit der Handlung nichts war. Die ländliche Arbeit, besonders die in den Nebeln, war dem jungen Menschen zu monoton: „Ich schaute lieber über die Nebstecken weg nach unsern schönen Bergen.“ Er wollte fort, und es gelang ihm, sich einen Freiplatz in der Winterthurer Sekundarschule zu verschaffen. Aus dieser kam er in die Lehre zu Lithograph Schönfeld in Winterthur, der eine Zeichnung des Knaben gesehen hatte und ihn für seinen Beruf gewinnen wollte. Er hatte dort Ge-

legenheit, sich im Zeichnen auszubilden; praktisch thätig war er in der Verfertigung von Einsiedler Heiligenbildchen in Kupfmanier. Nach vollendeter Lehrzeit — siebenzehnjährig — ging Grob als Arbeiter nach St. Gallen, dann nach Konstanz; er hatte es schlecht — oft keine Stelle; sein bißchen Ersparnes schickte er den Eltern. Schon dachte er ans Reislaufen, wollte Handgeld nehmen in ein Schweizerregiment nach Neapel. Da bot sich ihm ein Platz in Neutlingen bei Lithograph Bode. Dort vervollkommnete er sich in seinem Berufe und gewann dazu Land und Leute lieb, turnte mit den biedern Schwaben, ja er zog, als im März 1848 die Nachricht kam, die Franzosen seien über den Rhein und stünden schon im Schwarzwalde, mit dem wackern Neutlinger Landsturm zur Verteidigung der Stadt aus. Nach drei Jahren wanderte er als „froher Turner, die Börse gespickt,“ über Ulm und München nach Innsbruck. In München ging ihm vor den Bildern der alten Pinakothek zum erstenmale das Auge für die große Kunst auf. In Innsbruck war das Haus seines Prinzipals ein Sammelpunkt katholischer Interessen. Grob sah dort verbannte Schweizer Sonderbündler verkehren: Sigwart Müller, Verhörrichter Ammann und der Landsturm-Anführer Tschudi, sowie viele schweizerische Jesuiten und Kapuziner gingen an ihm vorbei. Zwei seiner Vorgänger waren in diesem guten Hause katholisch geworden. „Ich jedoch,“ sagt er treuherzig, „bin meiner Konfession treu geblieben, weshalb ich aber dieser ehrenwerten Familie nicht weniger wert war.“ In der Tiroler Hauptstadt fand Grob neben der Lithographenarbeit auch Gelegenheit zu selbständigem künstlerischen Schaffen, indem er Illustrationen zu F. von Kobells Gedichten zeichnete.

Von Innsbruck ging er nach Verona, nicht ohne vorher einen Besuch in der geliebten Heimat Bellheim gemacht zu haben, die er fünf Jahre lang nicht gesehen hatte. In den zwei Veroneser Jahren bildete Grob sich zum Schriftlithographen aus. Daneben zeichnete er häufig Akt und that es leidenschaftlich gerne. Sein Beruf allerdings forderte das kaum; in diesem mußte er den Feldmarschall Radetzki auf Stein zeichnen, umgeben von einem Kranze seiner sämtlichen vierzig Orden. — Der im italienischen Verona von einem Schweizer gezeichnete österreichische Feldmarschall! Ein schönes Bild der damaligen politischen Verhältnisse.

In Verona erhielt der nunmehr völlig geschulte Lithograph ein Anerbieten vom Geschäfte Richter & Cie. in Neapel. Er folgte dem Rufe und blieb volle zehn Jahre im Süden Italiens. Nicht weil er es dort gar gut gehabt hätte. Im Gegenteil. „Vom dolce far niente habe ich wenig verspürt,“ berichtet er; „es waren Jahre der angestrengten Arbeit.“ Er hat aber etwas erlebt dort unten. Er sah die bourbonische „Herrlichkeit“ auf ihrem Gipfel, sah dann 1860 die von der eidgenössischen

Regierung zurückberufenen Schweizerregimenter abziehen, sah die Angliederung Neapels an Italien, sah Garibaldi &c.; bei den Affären von Capua und Gaeta war er selbst und zeichnete, nicht ohne Gefahr umherstreichend, Kriegsscenen für illustrierte Blätter, deren mehrere seine künstlerischen Beiträge suchten.

Schon trug er sich, da sein Wohlständchen sich mehrte, mit dem Gedanken, in Palermo ein lithographisches Geschäft zu kaufen; da machte er auf einer Reise nach Bologna — er sollte an der Eisenbahnlinie Bistojabologna nach der Natur zeichnen — Bekanntschaft mit Münchner Malern. Unter ihrem Einfluß entschloß er sich kurz, einen alten, nie ausgesprochenen, aber um so tieferen Lieblingswunsch zu verwirklichen und Maler zu werden; er kündete in Neapel seine Stelle und ging nach München an die Akademie.

Aber es gefiel ihm dort nicht sehr. Er wäre gerne recht gefördert gewesen, da er „als alter, etwas verbrauchter Mensch“ keine Zeit zum Bummeln hatte. Aber, das alte Akademie-Glend: „Die Schulausstellungen, die den Ehrgeiz der Schüler wecken, waren eingeschlummert unter Professoren, die schon hätten pensioniert sein sollen.“

Im Jahre 1870 endlich kam er an die Komponierschule von Prof. von Ramberg.\*) Dieser weckte neue Lust in dem zweiundvierzigjährigen Schüler. Grob warf sich mit Eifer auf Kompositionen schweizergeschichtlicher Sujets; aber Ramberg führte ihn von diesen weg ins Genrefach; er mochte gesehen haben, nach welcher Seite hin Grobs Befähigung lag. Dieser malte „Die gefangene Maus“ und — verkaufte das Bild. Ein zweites kam nach Edinburgh, ein drittes nach Genf. Das nach Schottland gelangte brachte ihm noch mehrere Bestellungen dorthin ein. Drei Jahre blieb Grob bei Ramberg; dann machte er sich selbständig und versuchte sich in größern Werken, wie „Das Lättschschießen“, einem Bilde — heute im Kunstmuseum Winterthur — in welchem ein gutes Stück trefflicher Naturbeobachtung steckt, und welches, wenn auch noch ein wenig zu figurenreich, doch einen sichern Blick für das Charakteristische und gute kompositorische Schulung erweist. Es läßt sich nun rasch der Fortschritt darthun; es folgte z. B. 1874 schon „Der neue Kalender“. Wie ökonomisch ist Grob hier in seinen Figuren; wie sind sie größer, innerlich bedeutender geworden; wie geschickt sind sie gruppiert! Und das Licht, das durch die verhängten Fenster in die Stube fließt, wirkt eine Stimmung von wohliger Wärme. Auch der Erfolg für diese schnell errungene Meisterschaft fehlte nicht: Grob verkaufte Bilder nach England, ja nach

Sidney; in Wien, London und Sidney wurde er prämiert. Selbst das Vaterland begann ihn zu schätzen: In St. Gallen, Bern, Basel, Zürich und Solothurn griff man nach seinen Werken. Sein Hauptbild bleibt „Pestalozzi unter den Kindern“ (Basel), eine schöne, gemütsstiefe Komposition. Auch ältere Entwürfe wurden ausgeführt, so der schon in Neapel neben den Zeitungsillustrationen entworfene „Cantastoria“ (Geschichten-erzähler), der ins Museum von Solothurn gelangte. Zu einem Historienbilde „Die Sempacherschlacht“ regte ihn W. von Kaulbach an; auch die Tellskapellen-Konkurrenz beschäftigte ihn. Im Wesentlichen aber blieb er beim „Genre“, das seinem ganzen Wesen am meisten zusagte. Er fühlte sich nämlich immer am wohlsten in den Bergen bei natürlichen Menschen; er empfindet so sichtlich wie sie, und darum kann er sie auch malen, wie sie sind.

Das liebste ist ihm, wie er begeistert sagt, die alljährliche Studienreise, „wo er wieder auflebt, umgeben von der herrlichen Natur, der Wahrheit, nach der er ringt, unter den wahren, nicht den Modellmenschen. — Diese Reise machte ich meist in das schöne Haslithal, auf den Hasliberg, besuchte auch den Urnerboden, den Kerenzberg, Merligen am Thunersee und das Wehenthal, wo die Frauen und Mädchen die freundliche Zürchertracht noch tragen, die sich sogar noch bei den Männern bis in die letzten Jahrzehnte erhalten . . . ich sah noch einige ehrwürdige Greise mit den schweren zwilchenen Pluderhosen; mit diesen Greisen ist diese alte Schweizertracht, die Jahrhunderte in vielen Kantonen getragen wurde, begraben worden.“

Diese Stelle der Selbstbiographie zeigt deutlich, wem Grobs Liebe gilt und warum er Genremaler ist; auch warum er ein guter Genremaler ist, wird daraus klar: er ist mit der Seele dabei, und darum gelingt es ihm auch, lebendige Gestalten zu schaffen. Daß ihm übrigens auch Landschaften geraten, beweisen „Die Heimkehr der Schnitter“ und „Der Wasserfall“ zur Genüge, und den trefflichen Tiermaler lernen wir aus den Schafen in dem reizenden italienischen Stückchen „Hausgötterverkäufer“ kennen. Am schönsten aber sind immer seine Figuren; breite, sichere Zeichnung verbindet sich da mit prächtiger Plastik zu natürlicher und zugleich stilvoller Wirkung (siehe das Bild „Der Apfel“).

Grob blendet nirgends; er überwältigt auch nicht, aber er erfreut und erwärmt, und wir sind froh, diesen tüchtigen Meister den unsrigen nennen zu dürfen. Er steht heute im Abendschatten des Lebens. Es ist ein reiches gewesen — an Mühe und Arbeit; aber auch an köstlichen Früchten, an denen sich Viele, Viele erlaben, und die immer zu der Summe des Besten und Schönsten in unserm Vaterlande werden gezählt werden dürfen.

\*) Arthur von Ramberg (1819—1875), in weiten Kreisen bekannt durch seine Illustrationen zu Goethes „Hermann und Dorothea“ und Hoffens „Luise“.